

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 47 (1968)
Heft: 9

Artikel: Warten auf die Sintflut
Autor: Hirzel, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-347389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

was anfänglich als phantastisch verschrien ward. Freilich gibt es, wie die ersten notwendigen Niederlagen der neuen Linken beweisen, Utopien, die als solche nur in den Köpfen einzelner Wirklichkeit werden können. Wenn aber einzige Alternative zur Abschaffung des Krieges die mit Händen zu greifende Katastrophe ist, dann scheint es tatsächlich so zu sein, wie Jürgen Habermas einmal in einem seiner Aufsätze sagte: «dass gewisse utopische Entwürfe zum erzwungenen Minimum der Existenzfristung geworden sind; dass das kostspieligste, grosszügigste und zerbrechlichste Leben die beinahe einzige Form des Überlebens bleibt» («Theorie und Praxis», Neuwied 1963, S. 230). Wenn wir das begreifen, ist der Aufstand der neuen Linken nicht umsonst gewesen. Noch in seinem Scheitern hätte er Erfolg gehabt, indem er uns an die Ziele erinnerte, die wir verfolgen müssen, wenn anders wir unseren besten Traditionen die Treue bewahren wollen.

Fritz Hirzel

Warten auf die Sintflut

Aus einigen Lesebüchern für Städtebewohner

Es ist wohl kein Zufall, wenn man die Bücher der literarischen Emigranten wieder liest, dass man das Gefühl hat, als wären sie eben geschrieben worden. Die Erfahrung der Heimatlosigkeit, die in ihnen zum Ausdruck kommt, trifft den heutigen Leser am innersten Nerv seiner Existenz, aus der er nicht heraus kann, erst recht jene Generation, die mit dem Existentialismus gross geworden ist. Das bisschen Musse, das eine repressive Gesellschaft ein paar wenigen noch zum Bücherlesen lässt, zerrinnt sogleich in engagierter Betriebsamkeit oder jenem lähmenden Gefühl der Ohnmacht, das bis vor kurzem den Intellektuellen Westeuropas wie gebannt hat.

Es brauchte tatsächlich erst die Entdeckung der Dritten Welt als Schauplatz akuter Klassenkämpfe, um ihn aus der unfreiwilligen Isolation zu befreien. Die Aktionen einer revoltierenden Jugend in den Metropolen demonstrierte ihm drastisch Möglichkeiten einer Veränderung der zunehmend sich verhärtenden Industriegesellschaft, an die er nicht mehr zu glauben wagte.

Wären die regierenden Politiker nicht nur zu den festlichen Gala-premièren von James-Bond-Filmen und ähnlichen Produkten der Bewusstseinsindustrie gefahren, so hätten sie im jungen Autorenfilm aus Grossbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien und der Tschechoslowakei längst erahnen können, was sie erwartet: der Aufstand einer Jugend, die «Abschied von gestern» genommen hat. Auch die moderne Literatur hat längst die Erdbeben registriert, die uns erwarten.

Wer dieses Jahrhundert verstehen will, muss mindestens auf das vorangegangene zurückgreifen. Karl Marx und Friedrich Engels begannen 1845 mit der Niederschrift jener «Deutschen Ideologie», ohne deren Begriffe von falschem Bewusstsein und Entfremdung sich unsere Gegenwart schwerlich verstehen lässt. Gustave Flaubert publizierte 1857 seinen Roman «Madame Bovary», der – obwohl gleich wieder verboten – zur Initialzündung einer neuen Belletristik wurde. 1886 schrieb Friedrich Nietzsche mit «Jenseits von Gut und Böse» die Einleitung zum unvollendeten Hauptwerk «Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte». Und kurz vor der Jahrhundertwende begann Sigmund Freud mit der Niederschrift seiner «Traumdeutung», die bis heute das bedeutendste Werk der modernen Psychoanalyse geblieben ist.

In all diesen Schriften waren die Stichworte zum Sturm der Bastillen einer bürgerlich-feudalistischen Gesellschaft bereits gegeben. Nicht umsonst lebten ihre Autoren dauernd in einem Zustand der inneren oder äusseren Emigration. Die Wirkungen etwa marxistischer oder psychoanalytischer Erkenntnisse, wie vermittelt und unterschwellig sie auch immer in die sogenannte belletristische Literatur eingegangen sein mögen, lassen sich in den entscheidenden Büchern unseres Jahrhunderts unschwer nachweisen. So verschieden waren die Welten nicht, in denen Karl Marx und James Joyce, Sigmund Freud und Samuel Beckett zu leben hatten.

Allein schon die Titel ihrer Bücher werfen ein grelles Licht auf die Welt, in der sie geschrieben wurden. In den Jahren 1904 bis 1905 arbeitete Franz Kafka an seiner «Beschreibung eines Kampfes». Bis 1924 entstanden Entwürfe zum «Verschollenen» («Amerika»), «Das Urteil», «Die Verwandlung», «Der Heizer», «Der Prozess», «In der Strafkolonie», «Er», «Das Schloss», «Ein Hungerkünstler», «Forschungen eines Hundes», «Eine kleine Frau», «Der Bau», «Josefine, die Sängerin», «Nachts» und andere Erzählungen. In diesen Texten war Auschwitz bereits vorweggenommen.

Von einer anderen Seite ging zu gleicher Zeit Robert Walser die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft an, von dem 1907 die «Geschwister Tanner», 1908 «Der Gehülfe» und 1909 «Jakob von Gunten» erschienen und dann beinahe nichts Nennenswertes mehr. Dem munteren Schweizer war die spielerische Ironie stets in eine wortlose Tragik zerronnen, bis er sich selber schliesslich Schreibverbot auferlegte und die letzten Jahrzehnte schweigend in Nervenheilanstalten verbrachte.

Mit «Baal» trat 1918 der zwanzigjährige Augsburger Bürgersohn Bertolt Brecht in Erscheinung, ein Auftritt, der an provokativer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigliess. Es folgten 1919 «Trommeln in der Nacht», 1924 «Im Dickicht der Städte», 1927 «Hauspostille» und 1930 «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» und «Aus einem Lesebuch für Städtebewohner».

In Wien gab Karl Kraus 1924 seine Sammlung «Nachts» heraus. In Berlin erschienen 1928 Walter Benjamins «Einbahnstrasse», 1929 Alfred Döblins «Berlin Alexanderplatz» und 1930 Ernst Blochs «Spuren». Robert Musil veröffentlichte 1931 den ersten Band seines Hauptwerkes «Mann ohne Eigenschaften». Und 1935, als in Deutschland die genannten Bücher bereits verbrannt waren, kamen noch Elias Canettis «Die Blendung» und James Joyces «Ulysses» auf den Büchermarkt, zwei schlechterdings unüberbietbare literarische Entwürfe, die sich bis heute einer unterschiedlichen Wertschätzung erfreuen.

Die Fluchtwege der Autoren führten sie in alle Windrichtungen. Canetti ging nach London, wo er bis heute auch geblieben ist, Joyce kam aus Paris in die Schweiz, die auch Musil ein wahrhaft beschämendes Gastrecht gewährte. Bloch emigrierte nach den USA, zusammen mit Brecht, Mann, Adorno, Marcuse, Horkheimer, Einstein und vielen anderen. Nach der Okkupation Österreichs wanderte Freud nach England aus, während es Kraus vorzog, sich zu Hitler nichts mehr einfallen zu lassen. Kafka und Trakl reichte die Gesundheit nicht für einen zweiten Weltkrieg. Nach Schweden zog der junge Peter Weiss, der Kunstmaler werden wollte und aus Prag fliehen musste. Während sie alle vergeblich auf einen Widerstand des deutschen Volkes warteten, gingen die Intellektuellen in Italien und Frankreich in den Untergrund und eroberten sich nach dem Weltkrieg mit Neorealismus und Existentialismus die Bühne eines korrumpierten Kunstbetriebes.

Nach Deutschland kamen die Emigranten nur zögernd und abwartend zurück. Ein Teil ging in die restaurativ-kapitalistische Bundesrepublik, ein Teil in die autoritär-kommunistische DDR, und ein dritter Teil zog es vor, gleich in der Emigration zu bleiben. So blieben denn Erich Fried in London, Peter Weiss in Stockholm und der bayrische Bäckersohn Oskar Maria Graf in den USA, obwohl er nie richtig Englisch gelernt hat. Während Walter Benjamin sich an der spanischen Grenze eine Kugel in den Kopf gejagt hatte, kam Alfred Döblin 1946 als französischer Offizier nach Deutschland zurück.

Für diese Generation, die einen privaten Weltuntergang erlebt hat, muss der totale eigentlich stets gegenwärtig sein. Schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme hatte sie über den Dschungel der Grossstädte geschrieben, als stünde die Sintflut bevor. Doch als sie nach dem Zusammenbruch des faschistischen Deutschland zurückkam, blieb sie grösstenteils ohne Einfluss auf die literarische Produktion der Nachkriegszeit.

Mit dem «Huf» und anderen Zeitschriften, die mit Ausnahme der «Frankfurter Hefte» und des kommerzialisierten «Spiegels» sehr bald dahinstarben, versuchten die nichtemigrierten Jungen den Neubeginn einer radikaldemokratischen Linken. Während die Ausgewanderten – wie René Schickele, Ernst Toller, Georg Kaiser und Walter Mehring – vorübergehend völliger Vergessenheit anheimfielen, zeigte ein Stück wie «Draus-

sen vor der Tür» den Pegelstand jugendlichen Unmutes über die Vergangenheit an.

Die neuen Autoren formierten sich in der «Gruppe 47», die in der deutschen Literatur inzwischen eine Monopolstellung eingenommen hat. Doch spätestens seit Bölls ungehörtem Plädoyer an die Vernunft der SPD und der Farce, in die das sozialdemokratische Engagement von Günter Grass abgegleitet ist, stehen diese Autoren wieder vor der Mauer einer autoritär funktionierenden Regierungsmaschine. Hans Magnus Enzensberger hat als erster die Konsequenzen gezogen und ist aus der westlichen Welt, in der er sich schon immer eine Emigrantenrolle zudachte, nach Kuba emigriert.

Das war eine unzweideutige Antwort auf die Kontroverse, die Enzensberger im vergangenen Sommer mit Peter Weiss im «Kursbuch» ausgetragen hatte. Der Streit ging damals um das Engagement des Schriftstellers in einer Welt, die gespalten ist zwischen reichen Industrienationen – Europa, USA und entwickelte kommunistische Länder – und den armen Völkern der Dritten Welt, die unsere Massenmedien unterentwickelt nennen. «Stehen wir», so hatte Peter Weiss gefragt, «auf der Seite derer, deren Kräfte heute einem Verschleiss bis zur Vernichtung ausgesetzt werden (so wie die Wehrlosen in den faschistischen Konzentrationslagern), denen die Güter und Ausbildungsmöglichkeiten, die uns zur Verfügung stehen, versagt sind, die von ihren Beherrschern zersplittert und gegeneinander aufgehetzt werden, denen die Ruhe zum wohlgeählten Ausdruck fehlt und die ihr aufgespeichertes Unglück in gewaltsamen Ausbrüchen entladen, oder stehen wir auf der Seite derer, die diese Ausbrüche Pöbelrevolten nennen oder Terroristenstaaten und die zur Besonnenheit raten, weil sie die geltende Ordnung nicht gefährdet sehen wollen?»

Enzensberger war um eine Antwort nicht verlegen. «Unsere selbsternannten Vorbilder», so schrieb er Peter Weiss zurück, «sind solidarisch mit den Unterdrückten. Sie bekennen Farbe. Wir andern hingegen sitzen in unsern Fünf-Zimmer-Wohnungen. Wir schreiben ja nur. Wir fahren vielleicht einmal nach Kuba oder in die Sowjetunion, aber nur als Touristen; wir lesen vielleicht einmal in Leipzig etwas vor, aber dann setzen wir uns wieder in den Interzonenzug. Das ist nichts als Theorie. Das sind ja bloße Worte; wenn es hochkommt, ein Auftritt im Fernsehen, ein paar Demonstrationen. Wenn es hochkommt, zahlen wir unser Flugbillet selbst bei der Besichtigung des Sozialismus. Wenn es hochkommt, wirft die nationale Presse ein wenig ihres eigenen Drecks auf uns. Aber es ist immer noch was zum Trinken im Kühlschrank. Dagegen Peter Weiss und andere! Die gefährden sich. Die kämpfen. Die haben nichts zu tun mit der Gesellschaft, in der sie leben. Die sind ausgetreten. Die stehen Schulter an Schulter mit dem schwarzen Grubenarbeiter in den Kupferminen von Transvaal, mit dem asiatischen Reisbauern in den Feldern von Südvietnam, mit dem peruanischen Indio in den Vanadium-Bergwerken. Da stehen sie, Schulter an

Schulter, und kämpfen. Peter Weiss und andere sind nicht, wie wir, Komplizen der reichen Welt. Sie zeigen uns mit ein paar Interviews, wie leicht Solidarität zu verwirklichen ist: mit ein paar Interviews. So leicht ist das Tischtuch zerschnitten, die Seele gerettet und die Schelle der Doppelmoral denjenigen angehängt, die sich ein wenig schwerer tun mit ihren Bekenntnissen. Ich bitte euch, meine Herren, schaut in den Spiegel, ehe ihr den Mund aufmacht! Ist es wirklich ein schwarzer Grubenarbeiter, der da Schulter an Schulter mit euch an der Bar sitzt? Wenn es wenigstens Sartre wäre, der würde euch sagen: ‚Heroismus erwirbt man sich nicht mit der Feder‘. Wer klopf sich da immerfort selbst auf die Schulter? Wer behauptet da im Ernst, er gefährde sich und nimmt den Mund voll mit seinen Mutproben? Ist der Klassenkampf ein Indianerspiel, die Solidarität ein Federschmuck für Intellektuelle?»

Während Hans Magnus Enzensberger Peter Weiss, der mit seinen autobiographischen Romanen «Abschied von den Eltern» und «Fluchtpunkt» und mehreren Theaterstücken zu literarischem Ruhm und Ehren auch von seiten der DDR gekommen war, derart links stehen lässt, hat der Protestsänger Wolf Biermann in Ostberlin noch immer Publikationsverbot. Enzensberger hingegen lädt von seinem kubanischen Domizil den SDS ein, diesen Sommer in Arbeitslagern auf der Zuckerinsel am Aufbau des Sozialismus mitzuhelfen. Gelegentlich besteigt er ein Flugzeug nach den alten Metropolen in Europa, bespricht sich mit seinen Verlegern und engagiert sich wie Heinrich Böll in der ausserparlamentarischen Opposition. Allzu gerne möchte er auch in Deutschland französische Zustände einführen. Seine Berliner Wohnung hat er Rudi Dutschke mit Frau und Kind überlassen. Die bloss engagierte Rhetorik ist wohl endgültig einem persönlichem Engagement gewichen, das unter Umständen auch das Bier im Kühlschrank missen könnte.

Während Rudi Dutschke vorläufig auf die direkten Aktionen, die er inspirierte, verzichten muss, formuliert Herbert Marcuse in den USA Entwürfe für eine freie Gesellschaft, in der Ausbeutung, Entfremdung und Unterdrückung nicht mehr notwendig sein sollen. Denn entweder zerstört sich diese Welt selber, oder – so lautet seine Losung – sie führt das Ende der Utopien herbei, indem sie sie verwirklicht. Die «Prawda» hat ihn bereits als einen «Abenteurer» disqualifiziert, der dem Kommunismus sogar als Aushängeschild suspekt ist. Denn auch die etablierten Kommunisten befürchten eine Studentenrevolte im eigenen Lager, nachdem die internationale Unruhe der Jungen letzte Woche sogar in Leipzig zu Knüppelaktionen und Verhaftungen führte.

Die momentane Situation, die neben den Studentenrevolten durch den Vietnamkrieg und den nigerianischen Bürgerkrieg gekennzeichnet ist, muss allerdings auch unter dem Aspekt der zunehmenden Technisierung dieses Zeitalters gesehen werden. Theodor W. Adorno hat in seinem Buch

«Minima Moralia, Reflexionen aus dem beschädigten Leben» (1944–1947) jene Analyse halb aphoristisch bereits vorgenommen, die Herbert Marcuse dann 1964 mit seinem Werk «Der eindimensionale Mensch» dann mit streng wissenschaftlicher Akribie nachlieferte.

Adorno vergleicht dort an einer Stelle die zoologischen Gärten in den Hauptstädten mit einer Arche Noah des Industriezeitalters: «Sie sind nach dem Muster der Arche Noah angelegt, denn seit sie existieren, wartet die Bürgerklasse auf die Sintflut. Der Nutzen der Tiergärten zur Unterhaltung und Belehrung scheint ein dünner Vorwand. Sie sind Allegorien dessen, dass ein Exemplar oder ein Paar dem Verhängnis trotze, das die Gattung als Gattung ereilt.»

Und weiter unten: «Dass aber zugleich das Tier im Käfig wirklich mehr leidet als in der Freianlage, dass also Hagenbeck tatsächlich einen Fortschritt der Humanität darstellt, besagt etwas über die Unausweichlichkeit des Gefängnisses. Die zoologischen Gärten in ihrer authentischen Gestalt sind Produkte des Kolonialimperialismus des 19. Jahrhunderts. Sie blühten auf seit der Erschliessung wilder Gegenden von Afrika und Innerasien, die in den Tiergestalten symbolische Tribute entrichteten. Der Wert der Tribute mass sich am Exotischen, schwer Erreichbaren. Die Entwicklung der Technik hat damit aufgeräumt und die Exotik abgeschafft. Der auf der Farm gezüchtete Löwe ist so gebändigt wie das längst der Geburtenkontrolle unterworfenen Pferd.

Vietnam ist also nicht erst – wie Dutschke etwas eng politisch sagte – über Griechenland nach Europa gekommen. Schon vor den Strassenschlachten, die heute die Jugend der Regierungsgewalt liefert, war die ganze Problematik dieser Welt in den zoologischen Gärten der Metropolen zur Schau gestellt, die Problematik einer Welt, die ihre eigene Industrialisierung und Automatisierung auf Kosten der nichtindustrialisierten Länder laufend noch steigert. Dass in diesem Prozess die Zerstörung des Tierlebens eingeplant ist, lässt sich heute in den vorsorgenden Reservaten bereits ablesen. Gerade jenes Moment, mit dem die Verwalter dieser Tiergärten die Freiheit ihrer Kreaturen vortäuschen, indem sie Gitter und Käfige durch Wassergräben ersetzen, lässt sich als Chiffre mindestens auf die manipulierte öffentliche Meinung übertragen, mit der die Massenmedien laufend zur Verteidigung der freien Welt aufrufen, statt sie verwirklichen zu helfen.

Was geschehen könnte, wenn eine Regierung einmal die Fortpflanzung des Menschen in eigene Regie übernommen hat, wurde von Aldous Huxley bereits 1932 in seinem fiktiven Roman «New Brave World» eindrücklich genug beschrieben. Dann wird sich endlich der faschistoide Traum vom «Mann ohne Eigenschaften» verwirklichen. Als Huxley seinen Roman schrieb, kannte er allerdings die Atombombe noch nicht.

In Samuel Becketts «Endspiele» ist dann auch diese Erfahrung eingegangen. 1952 erschien in Paris «En attendant Godot» («Warten auf

Godot»), 1957 kam das «Endspiel» auf deutsch heraus, und 1961 wurde «Glückliche Tage» in Berlin uraufgeführt, jene «Glücklichen Tage», in denen eine Frau in einem Sandhügel steckt, dummes Zeug daherplappert und ihren Mann um sich herumkriechen lässt. Amüsiert klatschte das Publikum Beifall. Und einige Kritiker, nicht die ratlosen, sprachen von Clownerien. Auch Beckett musste es sich gefallen lassen, in den Kulturbetrieb der Grosstädte integriert zu werden.

«Von diesen Städten», schrieb Brecht 1927 in seinem Gedicht «Vom armen B. B.», «wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind! Fröhlich machet das Haus den Esser: er leert es. Wir wissen, dass wir Vorläufige sind, und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes. Bei den Erdbeben, die kommen werden, werde ich hoffentlich meine Virginia nicht ausgehen lassen durch Bitterkeit. Ich, Bertolt Brecht, in die Asphaltstädte verschlagen aus den schwarzen Wäldern in meiner Mutter in früher Zeit.»

Alexander Mitscherlich schrieb 1965 sein Pamphlet über «Die Unwirtlichkeit unserer Städte», dem er den Untertitel «Anstiftung zum Unfrieden» beigab. Er sei sich im klaren, so meinte er in einer Vorbemerkung, dass ein Volksaufstand zu befürchten stünde, wenn eine starke Gruppe seine These von der Neuordnung der Besitzverhältnisse an Grund und Boden in unseren Städten sich zu eigen machte. Das wäre ihm ein Trost, denn dann käme vielleicht die seit Jahrhunderten fällige deutsche Revolution; der Anlass wäre ihrer würdig.

Doch dann schloss er resigniert: «Deutschland, beruhige dich – sie wird nicht kommen, die Revolution. Es wird alles beim alten bleiben. Diese Seiten werden vergilben wie Manifeste und Pamphlete vor diesem. Darum widmet der Autor es auch gleich jenen Leuten, die dem Todestrieb unserer Zivilisation mit soviel naiver Emsigkeit und durchtriebener Schläue dienen: den Hausbesitzern in Deutschland und anderswo. Der Blick auf die wachsenden Gebilde, die einstmals Städte waren, zeigt uns, dass sie einem Menschen gleichen, der verzerrt wird durch krebsige Tochtergeschwülste. Vielleicht gibt es keinen Todestrieb; aber Umstände, die tödlich wirken. Davon ist hier die Rede, obgleich wir – wie alle, die je auf dem Pulverfass sassen – so tun, als wäre alles unstörbar in bester Ordnung.»

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass Alexander Mitscherlich der inzwischen unruhig gewordenen Jugend auch weiterhin Argumente liefern wird. Das atomare Pulverfass ist noch nicht explodiert, Becketts «Endspiel» noch nicht über die Weltbühne gelaufen. Die Städtebewohner sollten sich aber allmählich fragen, ob sie weiterhin einfach auf die Sintflut warten wollen, die nun seit Jahren schon keineswegs nur von spintierenden Sekten prophezeit wird.